



P O L O G N E L I T T É R A I R E

R E V U E M E N S U E L L E

Nr. 32

Varsovie, 15 mai 1929

Quatrième année

Jan Lechoń

traduit par Thérèse Koerner

Proust

*Des ombres sur les murs que la bougie anime,
Drogues à l'acre odeur et pâleur du mourant...
Ce n'est rien: c'est le simple événement ultime
Et qui ne surprendra Marcel Proust nullement.*

*Tel le soleil couchant qui descend vers le fleuve,
Renonce à sa splendeur et s'éteint, résigné,
De même, il remanie encor dans les épreuves
Cette mort qu'il contemple et connaît désormais.*

*Ce n'est rien. Et, demain, dans le tardif silence,
En lisant ce roman à l'heure où tout s'endort,
Soudain — on sentira la joie de la naissance:
Car on croit en la vie, ou l'on croit en la mort.*

Gourmandise

*En vain l'homme consent à lui-même et au mal.
La douleur, en lui, monte ainsi que la marée.
Les yeux de Lucifer sont pour lui le fanal
Qui indique la voie à la nef égarée.*

*L'amour ne connaît pas de jeux assez câlins,
Il lui faut inventer maintes autres caresses
Pour étouffer en nous cette indicible faim
Qui fait que — tout ayant — nous désirons sans cesse.*

*O, tragique, inspirée gourmandise d'Adam!
Péché originel, sage, profond, vaillant!
Est-il astre plus clair que cette opaque nuit
D'où la paix est bannie, où seul le désir luit?*

La mort

*Tel Goethe, le divin, vieux seigneur du château,
Quand la neige a couvert les hivernales plaines,
Rentrer chez soi, quittant les travaux du domaine,
Ou tel le doux Shelley, mourir très jeune, tôt.*

*Oh, avant qu'ils soient là, ces sillons de nos fronts
Et ce consentement de nos coeurs froids, tranquilles:
Plutôt mort tout-à-fait que — sorti de la ville,
Ombre hâve, rôder sur ces places, en rond.*

*O mon hoplite pâle! Ecoute: tend tes fibres
Contre les dards aigus, les hostiles élanes
De l'ennemi destin, et contre l'ouragan.
Qu'elles soient vigilant luth qui sans cesse vibre.*

*Pour les trésors du ciel je ne veux délaisser
Mon saint mépris de ce qui d'ici-bas s'élève:
Contre les flots houleux je lutterai sans trêve —
Et que la mort me broie, moi — le voile hissé.*

Rencontre

*Cette nuit — si étrange et pâle d'insomnie,
Emporté par la lune à travers monts et plaines...
Soudain, je me trouvai dans la blanche Ravenne,
Seul, face-à-face avec la vision amie.*

*Les sons de flûte entraient par la fenêtre ouverte,
Et l'air était chargé de lourds parfums suaves.
Ces parfums m'enlaçaient telles des vignes vertes,
Quand j'allais sous un ciel majestueux et grave.*

*„Vous serez exaucés, vous tous qui avez faim!“
Sous le souffle divin je baissai les paupières.
Et ce furent les flots déferlant sur les pierres —
Et puis — puis — sur le pont — là, je vis Dante enfin.*

*„Mon Maître, est-ce bien toi? Pourquoi si anxieux?
Pourquoi es-tu si pâle, à un mourant pareil?
Je viens te demander le secret de tes yeux.
J'erre. Je ne sais rien. J'implore ton conseil“.*

*Est-ce l'eau? Est-ce lui dont la voix me trappa?
Je me voilai la face, à ses pieds prosterné.
„Il n'est ni ciel, ni terre, et ni enfer. Il n'est
Que Beatrix. Et elle — elle n'existe pas“.*

Wiedersehen nach dem Kriege^{*)}

Unter einer schwarzen, auf einem Pappkärtchen aufgedruckten „5“ las sie den mit liebendem Herzen, mit dem Mund, mit allem Denken verzärtelten, den über Alles geliebten Vor- und Familiennamen. Im letzten Augenblick des selbst auferlegten Wartens sann sie noch über das Wort nach, das sie seit der Ankunft aus Paris so oft gehört und das sie jetzt wieder las: Sergeant.

Was bedeutet diese kurze Verbindung winziger Buchstaben unter dem Namen des Geliebten? Warum können die Gedanken dieses seltsame Wort nicht bewegen? Sergeant! Ist es das, was die Zeit vielfähriger Trennung aus ihm gemacht, gemeißelt, abgezapft hat — aus ihrem Geliebten? Ist es die Bedeutung der Bedeutung des Menschen? Sie konnte nicht verstehen, obschon ihr der erste Augenblick die Vermutung einflüsterte, dass es wohl die Bezeichnung des militärischen Grades wäre.

Sie horchte noch an der Tür. Man hörte etwas wie das leise Geräusch eines in der Ferne fließenden Wassers.

Sein Atem, dachte sie und die Finger begannen den dummen, weissen, ledernen Handschuh langsam abzuziehen. Die Finger der linken Hand schlossen, indem sie durch die häutige Feuchtigkeit des weichen Leders die Finger der rechten Hand berührten, den ganzen Körper in einen elektrischen Strom sonderbarer Spannung ein. Sie klopfte vorsichtig, ganz leise an die Türfüllung. Dasselbe Geräusch eines in der Ferne fließenden Wassers.

Sie wollte in der dämmerigen Stille des langen Korridors — bevor sich die Tür, durch die hindurch sie vermittels ihres pulsierenden Blutes die Wärme seines Lebens fühlte, nach der Welt aller Glückseligkeit öffnete — noch ein Gelübde tun, das grössere Macht besass, als aller Befehl Gottes und menschlicher Wille.

Ihre Lippen begannen also des Herzens Sprache, die klingende, weisse, die die Signatur jedes einzelnen Buchstaben in den Panzer der Brust einprägende Sprache zu wiederholen. Die Lippen flüster-

— Ich bin! Es gibt nichts, was die Grenzenlosigkeit meiner Liebe verängstigen könnte. Mein Lieben wird dein ganzes gegenwärtiges Leben aufnehmen. Ich bin! Wenn mir Zeit oder Menschen deines Daseins mir bekannten Inhalt genommen, gestohlen, geraubt haben — ich werde ihnen nicht fluchen und mich nicht über dich wundern, — ich werde dein sein. Du bist Mass und Grenzenlosigkeit, glänzende Oberfläche und abgründige Tiefe. Ich bin!

Längs des Korridors lief, gleichsam von allen matten, durch ungerade Zahlen gekennzeichneten Scheibchen wiederholt, vorsichtig das Klopfen dahin. Aus dem Inneren versuchte schwacher, gewänder Halbtön sich an die Bretter der Tür zu heften.

Helene fing ihn mit allen Sinnen auf. Sie drückte die Klinke nieder. Alles Leben presste sie zusammen in glückhafter Einschüchterung.

Von der dunklen Wand zwischen den Fenstern, von der noch dunkleren, weil von verfließenden Konturen, Silhouette des Bettes kam, zu Helenes Begrüssung, Wärme menschlichen Körpers entgegen, mit dem Geruch geronnenen Blutes und trocknender Windeln durchtränkte Wärme. Nach langem sprachlosem Schweigen, gerade, als durch die grossen Fenster die letzten Bäche der untergehenden Sonne Helene überfluteten, zerfloss im Zimmer, gleich dem Geraschel trockener Blätter der Anruf:

„Helchen, Helchen!“

Auf den Klang dieser göttlichen Begrüssung, einen Klang, der reicher war als alle Hochzeitsgesänge, fiel Helene vor dem Bette nieder. Die Beine krümmten sich in den Knien wie vor Altarstufen und die ganze Seele ergab sich ruhevoller Gnade. Extatisch blickende Augen begannen aus zerfliessenden Nebeln die einzigen, im Abenddämmer deutlicher werdenden Umrisse aufzufangen.

Das gebeugte Haupt ergab sich der zauberhaften Zärtlichkeit der Hand. Jeder seidige Faden drückte seine Antwort in die mageren, heissen Finger des Kranken hinein.

*) Ein Kapitel aus dem Roman „Z podglebia“, der im Herbst 1929 in deutscher Sprache erscheinen wird.

Es rollte der Tränen unendliche Perlschnur; grosse, schwere Tränen masslos Freude. Sie flossen wie inhaltsreiche Rede, wie himmlischer festlicher Gesang.

Aus dem Zimmer schwand, oben, an der Decke, sich am Fensterrahmen brechend, die Sonne. Unter dem Bett kroch dichter Dämmer hervor, geballter. Klebte sich an die Wände. Setzte sich in den Winkeln fest. Nur die glatte Tür glänzte noch, wehrte sich vor nahem Untergang in dunkler Ohnmacht der Nacht. Aus dem Korridor drang gedämpftes Echo winziger Schritte herein. Durch die angelehnte Tür schob sich jemandes Hand ins Zimmer. Licht sprang oben an und füllte das ganze Zimmer mit weichem, mildem Glanz. Helene stand auf und mit ihr, schien es, erhob sich aus dem Dämmer jegliche Gestalt der Dinge, die, vor einer Weile noch, unsichtbar, schweisam waren, erstorben während der Begrüssung der Liebenden.

Zugleich mit dem ersten Blick auf den Verwundeten bakteten sich in Helenes Brust scharfe hakenförmige Krallen ein. Rissen am Herzen, durchpflügten es tief und tausend schmerzliche Male. Aus dem graugelben Gesicht des Liegenden, aus dunklen, tiefen Höhlen loderte zu ihrer Begrüssung sieghaftes, jeden Schmerz bekämpfendes Schauen hervor. Die Gedanken horchten auf die grausame Sprache des Sehens.

Ein schmales, eisernes, militärisches Spitalsbett. Zwei kleine Pöster, weiss, gleichgültig, nur pflichtmässig ergeben. Eine braune Decke und unter ihr eine Gestalt abgezeichnet, gleich dem Grund der lebenden, wogenden Wellen ihres Gedächtnisses. Auf der rauhen Decke eine lange, merkwürdig lange Hand. Trockene gelbe Finger, durch dicke Knoten der Gelenke abgeteilt.

Helenes Blick, der unbewusst eine Weile versucht hat, den Kopf des Liegenden zu meiden, befahl plötzlich die glatte Stirne und die eingefallenen Schläfen, die trockenen wie mit Blut zusammengeklebten Bündel schwarzer Haare, die nach innen gedrückten Wangen, das von der Asche unermesslichen Leidens bedeckte Feuer der Augen, die vom Rauch verzweifelten Un-Willens überzogen waren, die bläulichen Lippen, diesen ganzen Kopf, dessen furchtbarer Anblick Christi Wunden und Leiden höhnte, die unter Millionen menschlicher, treuer, weicher, winziger Herzen aufgeteilt sind.

Sud des Blutes schlug ins Gehirn, in den Schädel.

— Ist denn von aller Welt der Mensch verraten, hinterlistig allen Schmerzen ausgeliefert? Weshalb? Auf dass er in Einsamkeit sterbe, ohne mit dem Herzen all der Menschen Klage, die er gesehen, zu hören — der freudigen, glücklichen? Sergeant? Christus! — In abgründiger, unirdischer Stille wogten wie wahnsinnig die Blitze von Helenes Gedanken durcheinander.

Witan sah alles. Er sammelte sich ganz in der Anstrengung, die Ruhe zu wahren und die Wahrheit über sich noch für einen Augenblick zurückzuhalten. Er wachte. Es rieselten auf die Lippen Tropfen galliger Bitterkeit, aber sie vertrockneten ungezeigt im Mundwinkel. Er schloss die Augen.

Da leuchtete aus jener abgründigen, unirdischen Stille ein allen Schmerz Zweier segnender, heller Strahl empor, wie der Anblick schneeiger Felder in stummer, dunkler, tauber Nacht. Aus der Grenzenlosigkeit der Sehnsucht, aus den Träumen des lange vereinsamten Körpers, aus dem Schlaf der Sinne, offenbarte sich dem Bewusstsein der Wille zur Hingabe an den Schmerz, freudiger, einziger Wille. Es verstummte plötzlich die beunruhigende Sprache der verwegenen Brüste, es verstummte das bettelnde Flüstern der glatten, wollüstigen Vertiefungen an den Hüften, es erstarb die den Schoss stossende Welle, es erkalte jegliches Sein im Drängen nach über alle Vorstellung schmerzlicher Marter — nach unaussprechlicher Wonne.

Der Verwundete erhob die rechte Hand. Zur Begegnung der mageren, zitternden Hand lief Helenes Mund entgegen. Aus der trockenen, heissen Finger hefteten sich die Lippen, in sie eine in Demut sieghafte Ruhe hineinliebkosend.

„Hela!“ — flüsterte Witan mühevoll, mit schwachem, dem Gedächtnis kaum noch bekanntem Flüstern.

Diesem Flüstern der Lippen half das ganze Gesicht, vor allem aber der mit

Trauer überzogene Blick. Und Helene tauschte mit dem Zauber ihrer grossen, dunklen Augen der weiteren Rede der erloschenen Augen des Geliebten. Mit weisem Fühlen fing sie das Zittern des blossen Mundes auf, der furchtbare Beichte ablegte.

„Und die Hand“...

Ihr Blick entdeckte das Fehlen der linken Hand... Der abgeschnittene Hemdärmel, zugesteckt oder zugenäht, sah aus wie der lichte Knorren einer Birke, von der der Wind einen Zweig losriss.

„...Und das rechte Bein... und im Ganzen wie ein Fetzen...“, sprach er, als ob er eine zwischen sie geworfene, geheime Tod-Sünde berichtete. Mit einer plötzlichen kurzen Bewegung stiess er die dunkle, braune Decke von sich.

„Nicht aufdecken, Einziger“, bat sie, die Decke wieder über die Reste dieses Menschenkörpers ziehend. „Es ist gut so“.

Ueber ihr Gesicht ergoss sich ein lichter Schleier wie das erste Lächeln eines Kindes, das die Sonne begrüsst. Wie Schauer reiner Wonne erfasste sie das Wissen um ihre grosse Liebe. Es schien ihr, dass ihr früheres Gefühl eine Lästerei der grossen Liebe gewesen sei, ein armselig geschliffenes Glas, das den Morgenstern, der über der Erde leuchtet, nachahmen will. Zur Bekräftigung ihrer jetzigen Liebe entblöste sie den Fuss des Kranken und bedeckte ihn mit Küssen.

Witan lag ohne Bewegung. Sein verkrüppelter Körper tauchte im Nebel unaussprechlicher Liebe unter. Der leichenhafte rechte Fuss, den Helenes Atem erwärmte, strahlte eine sonderbare Macht aus, die das Leben neu erweckte, mit all seinen Gesetzen, allem Verlangen und Wollen. Diese Macht vermischte sich, gleichsam ersonisch, mit dem Dunst des stinkenden Eiters unausgeheilten Wunden und nahm in sich die ganze Bisherigkeit von Helenes Liebe auf.

Unbeachtet von den Liebenden, die von dem Augenblick neuen Geschehens, vom Inhalt künftiger Tage betäubt waren, trat die Krankenschwester ins Zimmer.

„Sieben Uhr! Sie werden so freundlich sein, den Kranken zu verlassen“, wandte sie sich an Helene, die vor dem Bett kniete.

Eine Falte spannte Witan's Stirn.

„Meine Frau wird in einer Stunde gehen“, warf er mit sichtlichem Zorn hin. „Nein, mein Herr, sie wird sofort gehen“, beharrte die korpulente Dame mit Augengläsern und im Kleid einer Krankenschwester.

„Fort von hier — zum Teufel!“, brüllte der Verwundete und krümmte sich vor Schmerz, der, wie es schien, durch übermässige Anstrengung und Zorn hervorgerufen wurde.

„Dann werde ich hier bleiben und warten“, zischte die dicke Schlange bissig unter der Nase.

„Das ist nicht notwendig“, mischte sich Helene ein. „Ich werde gehen, sobald Sie das Zimmer verlassen haben werden, ich wollte mich ohne Zeugen von meinem Mann verabschieden“.

„Aber bitte, bitte! Sie werden verstehen“, versuchte sie sich zu entschuldigen, „dass ich auf der Wacht über das Wohlergehen der Verwundeten manchmal rücksichtslos sein muss“...

Witan wollte etwas sagen, aber schmerzliche Ohnmacht benahm ihm die Stimme. Blutige Nebel deckten ihm die Augen zu.

Die Schwester ging, Helene sah sich um und da sie niemand bemerkte, beugte sie sich rasch über Sewerny und drückte, zum ersten Mal seit ihrer Ankunft im Spital, ihren heissen, lebendigen, blutvollen Mund auf die ausgetrockneten, blauen Lippen des Kranken. Der erste Kuss nach vielen Jahren der Trennung hatte nichts an sich vom Wesen eines Kusses zweier Liebender. Die Lippen, Schwüre ewiger Liebe flüsternd, berührten nur kalte Reliquien.

Witan atmte schwer. Kraftlosigkeit befahl ihn und drückte ihn in die Betten hinein wie eine tote, willenlose Last. Helene umfing ihn mit einem Blick, drückte ihn an sich, nahm ihn in sich auf und lief rasch hinaus.

Als sie den kleinen Hof durchquerte, ergriff sie schreckliche, hundertarmige und hundertköpfige Furcht. Erst hinter dem gemauerten Tor fühlte sie sich leichter, die sich ihr anhängende Furcht verging, blieb dort zurück und dorthin fürchtete sie sich in Gedanken umzusehen. Sie sah Sewerny ausserhalb der ganzen jetzigen

Umgebung: des langen schmalen Korridors, der blutig schauenden Fenster und der Krankenschwester.

Nachdem sie ihren Handkoffer aus dem Zimmerchen am Tor — der Behausung der alten Soldaten mit gebeugtem Kopf — abgeholt hatte, ergab sich Helene gänzlich dem Willen der Vorsehung und des sie führenden Kutschers und erreichte eines der zweitrangigen Hotels. Mangels eines kleineren Zimmers nahm sie Aufenthalt in einem grossen, trostlosen Saal, vielmehr einer Stube, deren Einrichtung dem Hotelbesitzer nicht wenig Kopferbrechen verursacht haben dürfte.

Alle darin untergebrachten Gegenstände waren so aufgestellt, dass den Eintretenden die grosse, gedehnte Leere nicht überraschte, in der ein so wichtiges und ernsthaftes Möbelstück, wie das Bett, ohne Spur verschwand.

Helenes Körper, ermüdet von der Reise, erschöpft von dem Uebermass der Eindrücke, verlangte nach Ruhe. Er lastete und brach den Willen nach geistiger Zusammenfassung und Ueberlegung all dessen, was sich in der Tiefe ihrer Daseins vollzogen hatte.

Die Hände zogen die weisse Bluse von den Armen, streiften das glatte Reisekleid von den Hüften ab. Die dünne, weiche Wäsche, die durch ihre Durchsichtigkeit sogar die Hautfarbe hindurchschimmern liess, jagte Helenes Gedanken wieder auf die Stufen des Altars ihrer Opferschwüre. Ohne die gewohnte abendliche Beschäftigung des Kämmens ihres langen Haares, der Betrachtung ihres Körpers, der Ausschau nach den kleinsten Veränderungen, kroch sie unter die kühle Decke. Sie löschte das Licht aus, rollte den Körper in einen üppigen Knäuel zusammen wie ein regelmässig hingeschriebenes Fragezeichen und ergab sich den stillen Träumereien vor dem Schlaf. Zugleich mit dem fernem Geräusch der Stadt floss durch das hohe, schmale Fenster das Licht einer klaren, schönen, aber mondlosen Nacht ins Zimmer.

Sie konnte lange nicht einschlafen. Auf der Grenze zwischen Traum und Wachsein wob die Vorstellung sonderbare Bilder:

Da schien es ihr, dass sie einen breiten, verlassenem Weg ging, bis zu einer kreuzartigen Gabelung, wo aus erwachendem Morgenglanz die Silhouette eines dunklen einsamen Tempels emportauchte.

Unnachgiebig, unaufhaltsam umfasste, wie ein Rahmen, der Bogen des alten, moosbewachsenen Tors, das nach dem leeren, feuchten Spitalshof führte, die Welt der Vorstellung.

Helene betritt ihn. Sie sieht nicht die Wände, fühlt keine Stütze unter den Füßen. Versunken in den blutigen Glanz der aus dem Urgrund auftauchenden Scheibe fliesst sie, immer leichter werdend, zu den im Hintergrund aufgespannten Armen, zu dem in Todesleid gebeugtem Haupt. Ihre zitternden, fürsorglichen Hände fassen den ausgekühlten, willenlosen Leib und tragen ihn über der Erde, irgendwohin, in neblige Ferne.

„Und keine Hand... und keinen Fuss... und im ganzen wie ein Fetzen...“, hört sie und in den ermatteten, erwärmten, unter der Decke in Schlingen aufgelösten Knotens zusammengerollten Körper fliesst Rührung, ergiessen sich Ströme heisser, wohlthätiger Tränen.

Geliebte Last trägt sie. Christum selbst tragen ihre Hände, Hände, die schwerer sind als sein Leib.

Sie geht, immer schwächer werdend in der Rührung ihres ganzen Wesens. Sie fühlt, dass sie im nächsten Augenblick lunfallen wird unter der gesegneten Last. Sie erleidet einen Rest an Kräften und betritt einen breiten Weg, eine gerade, vergessene Strasse ohne Spur menschlicher Füße.

Unter der Erde hört sie es rauschen wie der Wellen nächtlichen Geflüster — wirres Geräusch menschlichen Ameisenhaufens.

Sie geht — mit ihm, mit Sewerny in den Armen.

Er ist leicht jetzt, wie ein kleines Kindlein, das sich an die Brust schmiegt.

Und keine Hand... und keinen Fuss... und...

Grenzenlose Weite, immer nebliger, verworrenere...

Direction: Varsovie,
Złota 8, tél. 132-82;
administration, publi-
cité: Boduena 1,
tél. 223-04

Succursale d'admini-
stration: Paris, 123,
boul. St. Germain.
Librairie Gebethner
et Wolff

Abonnement d'un an
4 francs suisses

Jan Żywnowski
übertragen von
J. H. Mischel.

Die Graphik von Wacław Wąsowicz

Wacław Wąsowicz ist einer der vielseitigsten und feinfühligsten polnischen Künstler der jüngeren Generation. Seine Tätigkeit umfasst viele Gebiete: von der Innendekoration bis zum Staffeleibild und zum Holzschnitt. Sinnlich bis in die Fingerspitzen, empfänglich, impulsiv, leidenschaftlich für alles Frische, Neue, Lebendige interessiert, dabei von einer nicht zu unterschätzenden Arbeitskraft, zähe und beharrlich in der Bewältigung der künstlerischen Probleme, hat Wąsowicz in seiner Öl- und Aquarellmalerei, in seiner Graphik, in seiner dekorativen Kunst viele Phasen durchlaufen und seine Entwicklung ist wohl noch nicht abgeschlossen.

Als Maler hat Wąsowicz seinerzeit geföhlt „mit wilden, dämonisch-genialen jungen Scharen“ der „Formisten“ (einer Richtung, welche bei uns ungefähr dem frühen Kubismus entsprach), die Form vergewaltigt und zerstückt, die Farbskala auf ein gebrochenes Rot und ein gebrochenes Blaugrün reduziert, flächenhafte und farbenarme, von einer unruhigen Dynamik erfüllte Kompositionen entworfen, welche bloss durch den Rhythmus

und Vlaminck, mit denen er die leichte, breite Malweise, die übertriebene Farbigeit und die Freude an der Olfarbe, an ihrem Schmelz und Glanz, an ihrer Flüssigkeit und Fettigkeit teilt.

Als Graphiker pflegt Wąsowicz vor Allem den Holzschnitt. Neben Władysław Skoczylas*) ist Wąsowicz wohl der bedeutendste polnische Holzschneider der Gegenwart.

Ebenso wie Skoczylas verzichtet Wąsowicz auf die Valeurs und Zwischentöne, verwirft den malerischen, die Kontur fast völlig ausschaltenden Holzschnitt des XIX. Jahrh., kehrt im Prinzip zu dem Umrissstil des XVI. Jahrh. zurück, wirkt vor Allem mit der Linie oder mit der genau von allen Seiten begrenzten Fläche. Im Rahmen dieses modernen Holzschnittstils hat sich jedoch jeder von ihnen seine eigene Abart des Holzschnitts ausgebildet. Skoczylas pflegt vorwiegend den Weisschnitt. Wąsowicz gibt abwechselnd weisse Zeichnung auf schwarzem Grunde und schwarze Zeichnung auf weissem Grunde. Skoczylas ruft den Eindruck des Körperlich-Vollen mit Hilfe von parallelen Stri-

chen und Schraffierungen hervor, Wąsowicz mit Hilfe der zu grossen Massen zusammengefassten Lichter und Schatten. Skoczylas wirkt vor Allem mit der Linie, Wąsowicz, besonders in seinen späteren Arbeiten, mit der Fläche und mit der Linie. Die Linie des Skoczylas ist wuch-

schönen runden Formen der weiblichen Brüste, der Äpfel und Pfirsiche.

Wąsowicz beginnt, von den ersten halb-reifen Versuchen abgesehen, mit Blättern, welche in reinem Umrissstil gehalten, meis-

„Huzule und Huzulin“, „Kopf einer Huzulin“).

Diese Erfolge befriedigen jedoch Wąsowicz nicht. Er kommt zu der Überzeugung, der farbige Holzschnitt sei eine

mäss hört Wąsowicz auf seine Blätter zu färben, kehrt zu dem schwarz-weisen Holzschnitt zurück.

Es entstehen jetzt Werke, in welchen nicht die Kontur, die Linie, sondern die einheitliche schwarze oder weisse Fläche die Hauptrolle spielt. Die Schraffierung, so spärlich und bloss andeutend sie auch war, fällt nunmehr ganz weg. Neben einheitlichen schwarzen und weissen Feldern führt hier dagegen Wąsowicz verschiedene flache „Muster“ ein — Karrees, Streifen, Schachbrettmuster. Die Hauptsache bleibt jedoch der effektvolle Kontrast grosser einheitlichen, sich scharf von einander abhebender schwarzen und weissen Flächen.

In diesen späteren Arbeiten wählt Wąsowicz mit Vorliebe einfache Motive, grosse, scharf definierbare Gegenstände — Häuser, Brücken, Schiffe, Wagen, Stoffe mit grossen, einfachen Mustern. Stark vereinfachte, mit knappen Linienzügen oder mit grossen flachen Flecken umschriebene Formen geben diesen Blättern ein ausgesprochen modernes Gepräge. Ihre bündige, lapidare Formensprache er-

Ignacy Daszyński; gestaltet kleine Genreszenen — wie das „Pferd mit Wagen“, so kompakt und wuchtig in seinen Formen und doch so französisch-leicht in seiner ganzen Auffassung.

In einem seiner letzten Blätter hat Wąsowicz sich selbst dargestellt — runde Hornbrille, eine karierte Wolljacke — mit der einer Hand sein Töchterchen haltend und mit der anderen ihr eine Schale mit Früchten reichend. In einem anderen Blatt gibt er uns eine reizende Familiendylle. Auf einer Terasse steht der Künstler selbst, in der uns schon bekannten Hornbrille und karierten Wolljacke, eine kleine Pfeife rauchend; neben ihm, auf einem Korbsessel, sitzt seine Frau mit dem Töchterchen auf dem Schooss. Im Hintergrunde sieht man die Dächer der Häuser und Kirchen der Warschauer Altstadt. Die Schlotte qualmen. In der Höhe schwirren Flugzeuge. Eine feine Stimmung des Sonntagsnachmittags, des „Feierabends“ liegt über der ganzen Szene. Wąsowicz zeigt uns hier, wie man das moderne Leben in moderne Formen fassen, wie man modern sein kann ohne sich



Danzig (1927)

iher Linien und Massen wirken sollten. Er hat dann auf die Deformationen, die schrägen Linien und die von der traditionellen abweichende Perspektive verzichtet und sich einen Stil geschaffen, welcher entfernt an den „Stil der neuen Sachlichkeit“ erinnert: ruhiger, statischer

chen und Schraffierungen hervor, Wąsowicz mit Hilfe der zu grossen Massen zusammengefassten Lichter und Schatten. Skoczylas wirkt vor Allem mit der Linie, Wąsowicz, besonders in seinen späteren Arbeiten, mit der Fläche und mit der Linie. Die Linie des Skoczylas ist wuch-



Idylle (1922)

Aufbau, Rückkehr zu den Lokalfarben, lange ununterbrochene Umrisse, klare tastbare Formen, grosse einheitliche Flächen. Er ist schliesslich zu einem saftigen Kolorismus fortgeschritten, einer unserer feinsten, subtilsten Koloristen geworden und zwar im Sinne eines Renoir

tig, kantig, geometrisch-starr; die des Wąsowicz geschmeidig, weich, nervös, lieblich und graziös. Während Skoczyl-

*) vergl. „Pologne Littéraire“, nr. 28.



Huzulin (1924)

schönen runden Formen der weiblichen Brüste, der Äpfel und Pfirsiche.

Wąsowicz beginnt, von den ersten halb-reifen Versuchen abgesehen, mit Blättern, welche in reinem Umrissstil gehalten, meis-

Nachahmung der mit Farbe getönten Zeichnung oder der Lithographie, ein Mischling, dem jede Daseinsberechtigung abgehe. Wer den farbigen Holzschnitt pflegt, verwischt die Grenzen zwischen Malerei und Gra-



Die Familie des Künstlers (1927)

tens mit leichten Berührungen von Blau, Rot, Grün und Gelb getönt, in ihrer allgemeinen Wirkung an Volksholzschnitte erinnern. Die Anmut der Umrisse ist in diesen Werken ebenso bewundernswert,

phik. Der eigentliche Holzschnitt ist der schwarz-weise Holzschnitt. Der Holzschnitt soll zu uns nicht durch seine farbige Tönung, sondern durch seine markigen Umrisse, durch die wirkungsvolle Ver-



Bydgoszcz (1927)

innert öfters an die Formensprache von Frans Masereel.

In diesem, mit grossen schwarzen und weissen Flächen arbeitenden Holzschnitt schuf sich Wąsowicz ein biegsames und zugleich ungemein modernes Mittel des künstlerischen Ausdrucks. Mit Hilfe die-

an das Volksprimitiv oder an die grosse Kunst der Vergangenheit anzulehnen.

Wąsowicz widmet auch ein lebhaftes Interesse der dekorativen Kunst. Er betreibt die Innendekoration. Er entwirft Plakate. Er malt auf Seide und auf Porzellan. Besonders auf Porzellan. Kleine



Auf dem Strande (1927)

ses Holzschnitts sagt er uns neue und überraschende Dinge über die alten Stadtviertel von Danzig, Torun, Bydgoszcz und Warszawa („Die Mappe der Holzschnitte“ 1927); gibt Bildnisse von Dichtern und politischen Führern — Stefan Zeromski, Juljusz Slowacki, Bolesław Limanowski,

Menschenfiguren, Früchte und musikalische Instrumente oder einfache Striche, Kreise, Bänder, Buchstaben — leicht und duftig, voll Anmut und Farbenfreude. Doch von diesen reizenden Dingen vielleicht ein anderes Mal.

Mieczysław Wallis.

100 M.

Rappreso s'è ogni muscolo come una molla e tende la corda del mio corpo con febbre impazienza. Il motore del cuore a turbinar già prende: Su! pronto! via! tirare! Uno, due, tre! partenza!

Ah, il segnale d'allarme i piedi m'ha strappato, un cuneo d'aria in gola entrar fino al dolore sento, il galoppo spingemi, dal petto toglie il fiato, e sempre, d'ogni vena, pompa maggior vigore.

La furia de' miei passi ti schiaccerà, un milione di volte morrai prima d'essere a cento giunto, — odiose spazio! — il limite segna un bianco cordone: quella è la meta, e grida che quello, quello è il punto!

Raggiungerti d'un ultimo balzo felino, il petto al nastro giunto lieve sentir qual piuma al vento, e te con un sorriso serrare al cuore stretto, qual segno misterioso, perenne movimento.

Kazimierz Wierzyński, tradutto da Enrico Damiani.



Pferd mit Wagen (1925)

wie die an Japaner gemahnende Feinheit der Farbengebung („Huzulen unterwegs“, teilung der schwarzen und weissen Flächen sprechen. Diesen neuen Anschauungen ge-

Erminio Spalla

Può far d'Erminio il petto a colonne sgabello, è come un tempio Erminio altero, agile e snello, ogni movenza domina, ogni forma comprende, come una torre è saldo, come nave si stende.

In sè lieve di cupola ha l'armonia grandiosa, vivi muscoli invece di pietra artificiosa, braccia d'eliche, grido di falco in bocca, quale giocolier pavoneggiarsi nel corpo marziale.

E' un dio svelto e leggero, è un angelo che l'ale dispiega da la terra, e al ciel tendendo sale, è un danzator del mondo, che per la via s'arresta e su la cima punta con un sol piede e resta.

Ronzando fra le nubi vola come uno strale e sorpassa le stelle ne la corsa fatale, è un forte, un entusiasta, un campione perfetto: guarda come respira, come solleva il petto!

Kazimierz Wierzyński, tradutto da Enrico Damiani.

La peinture de Leopold Gottlieb

Un point de départ des plus indiqués: les yeux de Gottlieb, ces yeux qui lui font percevoir toute la Réalité vivante. Et qui trahissent une de ces curiosités, — active, créatrice, partant, jamais assouvie, — une de ces curiosités dont la haute vertu est de conserver toujours jeune la sensibilité de l'âme. Ces yeux au regard étonnamment profond — profondeur remplie d'une bonté à riche gamme, allant de la foi optimiste jusqu'au scepticisme indulgent, d'une bonté par excellence humaine. Aucune doctrine savante ni aucun commentaire esthétique

Ce qui, entre parenthèses soit dit, explique pourquoi les meilleures œuvres de Gottlieb sont celles qu'il a peintes d'un seul trait de pinceau, au net — les ratures lui réussissent rarement. Ce règne de la vision intérieure chez Gottlieb — despotique, dès qu'il se trouve en tête-à-tête avec la toile blanche de son tableau — a une autre conséquence encore, bien plus importante: il peint beaucoup de mémoire. Evidemment, à l'exception des portraits qui forment une catégorie tout à fait à part et dont il sera question dans la suite.

et vous continuez à l'être, tout comme vous continuez à vivre, sans vous demander ce que c'est que la vie. Peindre

tiques, voire même — extraordinaires se passent dans cette vie quotidienne qui paraît si terne, si insipide, si quotidienne

plus clairement. Une scène, somme toute, banalement simple et à laquelle nous assistons souvent sans y prêter la moindre attention, cette manœuvre — si facile pour un marin quelque peu exercé — devient chez Gottlieb l'épisode d'un mystère joué par des sur-hommes presque. Ces poses, ces mouvements, ces gestes — quel défi audacieux à toutes les lois de la statique et quelle synthèse émouvante d'un dynamisme héroïque! Peindre un tel tableau d'après nature?... Mais ce serait lui enlever toute vérité artistique, cette vérité puissamment expressive des

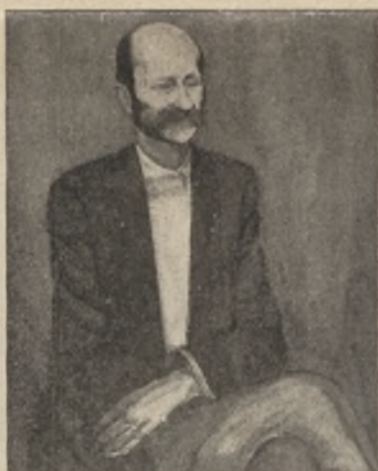
mentir cette supposition erronée. Il n'est même pas nécessaire de connaître les modèles pour constater une ressemblance frappante et qui cependant n'a rien de l'exactitude de la photographie. Ce qui, d'autre part, ne veut nullement dire que Gottlieb recherche les effets d'un portrait dit psychologique — définition prétentieuse et contraire à l'esprit de la peinture. Rien de tel chez lui! — il regarde avec beaucoup d'attention son modèle, s'arrête plus longuement sur les particularités physiques de la figure, du corps, de la main, et les met en évidence



ne sauraient expliquer avec autant de clarté le caractère propre de l'art de Gottlieb que le font ses deux prunelles à l'éloquence expressive et sincère.

J'ai dit: „percevoir la Réalité“ — à dessein, pour ne pas employer le mot „observer“ qui donnerait une idée abso-

De ce fait l'écart entre l'objectivité de la vie réelle et la subjectivité de ses compositions fantastiques devient telle-



ment grand que, maintes fois, je me suis demandé, quelles sont et les raisons psychiques, et les fins picturales qui font peindre Gottlieb de mémoire. Vous me direz, mon vieux, — le direz-vous vraiment? — que le moyen le plus simple d'avoir une réponse juste était de m'adresser directement à vous. Eh bien, non — toute réflexion faite, je ne trouve ce moyen ni tellement simple, ni, ce qui est beaucoup plus grave, tellement sûr.

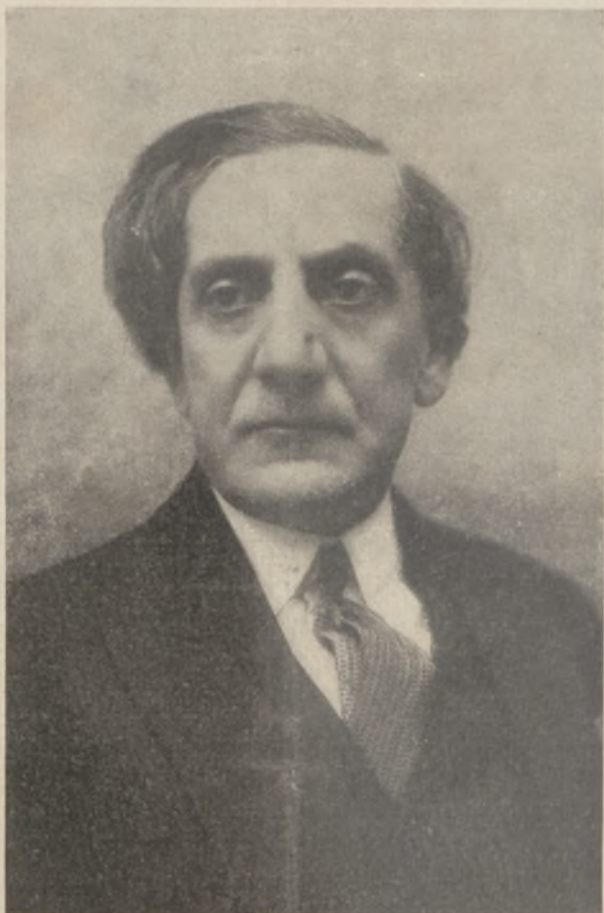
lument fausse des rapports existant entre Gottlieb et le monde extérieur. Approcher la vie avec tous les partis pris d'un esprit critique? Mais c'est courir le risque de se priver bénévolement d'une quantité de sensations émouvantes et, pourtant, au premier abord trop insaisissables



pour qu'elles puissent subir victorieusement la rude épreuve d'une sélection méthodique. Or, Gottlieb est capable de courir tous les risques, mais, fort heureusement pour son art, pas celui-là!

Le choix, nécessaire au point de vue de la composition du tableau, il ne le fait que bien après, une fois la vision intérieure de l'ensemble définitivement arrêtée dans son imagination de peintre.

Et pour cause! il n'y a aucun doute pour moi, mon cher Gottlieb, que vous appartenez à cette catégorie d'artistes — hélas! trop peu nombreuse aujourd'hui — qui ne se préoccupent jamais, devant leur chevalet, des théories, des courants, des écoles, des manières, et qui passent directement de l'impression à l'expression sans chercher à analyser cérébralement le procès créateur. Vous êtes né peintre



LEOPOLD GOTTLIEB

phot. Londyński

n'est pas chez vous une possibilité quelconque, mais une nécessité absolue, une fonction organique de votre existence. Dans ces conditions, il serait inutile de vous questionner sur les différents élé-

à tout autre badaud que Gottlieb. Car il en est un, mais doué d'une sensibilité exceptionnelle — très intelligente, toujours en éveil, jamais stérile. Eperonné par cette sensibilité merveilleusement



ments constitutifs de votre art. Mieux vaut essayer de regarder vos tableaux avec vos yeux. Ce que je vais tenter de faire à présent.

Que de choses intéressantes, pathé-

jeune, et son imagination de peintre y aidant, Gottlieb voit autour de lui une réalité qui a tout du fantastique sans dépasser les limites de la vraisemblance. Son „Accostage“ le démontre on ne peut

Schlafengehen

So geh. Offen gibt der Fluss sich kund.
Sieh. Atlas ist der Himmel, sein Glanz ist mild,
und wärmer gibt das Wasser ihn dir wieder.

Du bleibst allein.
Ein trocken Flussbett ist des Menschen Mund,
das Herz verrammt, ein Tor aus Stein.

Sieh doch. Herbst.
Wie die Zimmerdecke hängt der Himmel tief,
und Regen klopft wie Holz auf deinen Kopf.

Sieh. Verlassen hängt dort Einer, den die Laterne rief;
der hätte die Tränen unter deinen Lidern gestillt.

Wie Atem sickerst du in die feuchte Stille ein.
Sieh hin. Weit hat der Fluss die schwarzen Tore aufgetan.
So geh. Ein Spaziergang über die Brücke aus Stein.
Der dein Herz mit blutiger Verzweiflung getränkt,
hat der Erde den tiefen und trüben Fluss geschenkt.
Geh. Er wird dein Trost sein.

Besser und einfacher wird es dann sein.
Ein kurzer Gang über die Brücke aus Stein
und ein Sprung. Und Rauschen dann. Und Knattern des Kleides
Und Gezisch.
Und nichts. Und ein paar Kreise noch.
Und Nebel tönt im herbstlichen Spind.
Und die Sterne abgeschabt, ein glanzloses Loch.
Und der Fluss der alte: still, trüb und glatt wie ein Tisch.

Nina Rydzewska, übertragen von A. E. Rutra.



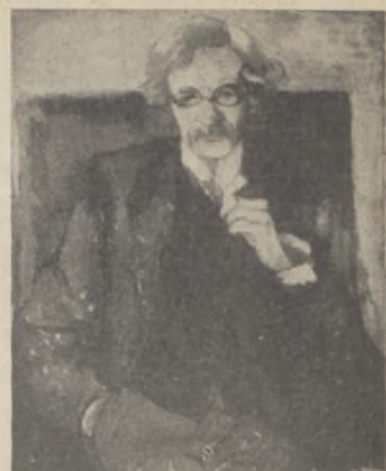
corps qui même ne pourraient jamais exister dans la réalité!

„Le repas“ — autre fragment de la



vie quotidienne, autre variante de la sensibilité de Gottlieb, autre face de sa personnalité de peintre. Néanmoins le même besoin de transformer le hasard d'un groupe mangeant autour d'une table en une fresque monumentale, empreinte d'une sérénité déjà au delà de notre réalité perceptible. Et aussi la même capacité de dépouiller la vision première de tous les détails accessoires, ceci afin de faire mieux ressortir les essentielles valeurs

sans craindre une exagération qui peut aller jusqu'à la caricature. Ainsi le portrait accuse les traits caractéristiques du personnage vu par Gottlieb. Un portrait qui synthétise avec une rare perspicacité non seulement le modèle mais aussi son peintre. Des portraits psychologiques



quand même? Non, à la rigueur — le portrait psychologique de Gottlieb! Bien entendu, sans que jamais cette idée lui soit venue à l'esprit.

Ah, les idées qui viennent dans votre esprit, mon cher Gottlieb! La plupart n'y restent pas bien longtemps. Les bonnes —



picturales de l'ensemble, logiquement coordonnées et dans le rythme des lignes, et dans le leitmotiv des couleurs. Une fois de plus, l'art — aidé de la nature — la... dépasse.

Il ne faut pourtant pas croire que l'atelier de Gottlieb soit une tour d'ivoire, peuplée uniquement d'êtres créés par l'effort de son imagination. Toute une série de portraits est là — prêts à dé-

et vous êtes loin d'en manquer — passent vite dans le cœur pour s'y enraciner et ce sont elles qui vous font trouver la vie belle, même lorsque sa „Barque“ est secouée violemment par la tempête, même lorsque le corps humain plie douloureusement sous son fardeau. Et les mauvaises idées? Un vigoureux coup de pinceau les chasse.

Z. St. Klingsland.

Professor Dyboski on England

A characteristic feature in the literature of reborn Poland is its world-wide scope. The themes and objects range all over the globe, a high aspiring tendency strives to appropriate to the Polish mind all that was fought out and known and gained during the time the Poles were officially ousted, held off from the great arena of world affairs and struggle.

The fierce energy the Polish spirit used in the time of the foreign rule for maintaining and preserving the nationality seeks at present, after the restoration of the political independence for models, modern ways in thought, work, ruling and organizing the life. The Anglo-Saxon race being the most admired, it is naturally, the books on England and the English increase in the country from day to day. One of the most efficient mouth-pieces of the English culture in Poland, Professor of the old Cracow University, Roman Dyboski, known in England and America through his books, essays and touring lectures on Polish and English matters, adds to-day a new feat in his campaign¹⁾.

His book „O Angliji i Anglikach” („England and the English”) contains a series of articles and essays published previously in various periodicals and reviews, mainly in the Cracow „Modern Review” and the Warsaw „Political Monthly”.

The essays excel in brilliant style, conciseness, sound and deep insight into the matter and divide in three main departments. The first concerns literary themes and begins with a thorough account of the Italian influence exercised on English letters. The following sketches deal with Shakespeare's „Julius Caesar” considered in his elements actual in modern political life and Ben Jonson, restudied and reviewed in connection with the representation of „Volpone” in the Cracow Theatre. A survey on the life and the work of lord Byron precedes two appreciations written on Meredith and Hardy. Chesterton's ways of writing and his efforts towards spreading more sound notions about the resurgent Poland are treated in a special study, followed by remarks on sir J. M. Barrie and Shaw („St. Joan”).

Political aspects abound in short biographies of the late lord Curzon, lord Milner and lord Oxford, also in a series entitled: „English Statesmen of to-day”, and in a review of some of M. Beer-bohm's caricatures.

The statements the author spreads in his review of Capek's „Letters from England”, which are called the most amusing book written in the last years on English land and people, form one of the liveliest parts of the volume. Large portions given in translation underline the features of most interest in this excellent book.

The third part of Professor Dyboski's book deals with pedagogical questions, their scope is amazingly wide and ranges from elementary teaching to University scientific investigations.

A wide outlook as to the future of the British Empire displays the review and the author's original remarks to the books of A. Zimmermann and of F. C. S. Schiller.

Generally speaking, the work of Professor Dyboski will well do its purpose of informing the Polish public about England and the English.

Stanisław Helsztyński.

¹⁾ comp. „Pologne Littéraire”, nr. 21.

LIBRAIRIE GEBETHNER et WOLFF PARIS VI

123, Boulevard Saint-Germain

Ouvrages et périodiques en
toutes langues

Les commandes, pour tous les pays,
sont exécutées par retour du courrier

Sur demande envoi, chaque mois —
gratuitement — de la liste complète
de toutes les nouveautés de la librairie
anglaises, françaises, polonaises,
etc. classées par matières

Compte P. K. O. Chèques-Postaux
WARSAWA PARIS
Nr. 190-840 Nr. 776-84

Téléphone: Littre 11-69

Adresse télégraphique: GEBOLFF-PARIS

La littérature exotique

Les empires coloniaux ont une riche littérature exotique, cela va de soi. L'Orient n'y est pas traité à titre de curiosité, mais examiné comme un facteur important de la vie commune, étudié avec sympathie et dans un esprit de rapprochement. Le contact de l'Occident et de l'Orient opérera ce rapprochement, par le frottement: les mentalités dissemblables déteindront l'une sur l'autre. Bien que l'activité acharnée, le perpétuel mouvement, l'éternel devenir qui caractérise notre vie bouleverse l'âme orientale, chose que Paul Morand a si finement analysée dans son „Boudha vivant”, les Orientaux ont soif de suivre, dans sa course affolante, — le progrès; par contre, les Européens des colonies subissent l'empire du pays et du climat, l'influence de la tradition orientale aussi immuable que la doctrine des Eléates. Prenons un livre tout récent sur le Cambodge: „Désasservi du progrès dont il m'a suffi de pouvoir me passer pour découvrir tout ce qu'il me cachait d'adorable, et pesant ma civilisation avec des poids nouveaux, je respire à pleins poulmons!... le fleuve roulant ses pleines eaux d'où se dégagent l'immuable sérénité des forces...” l'indigène si intimement mêlé à son entourage que son inaction l'incorpore à la vie des choses et dénonce plus sûrement que toute résistance, leur empire et leur fatalité... tant de poisons dans les eaux et de bêtes dans les forêts; les morts jamais redoutés et que le bûcher illumine, et qui ne laissent ni larmes ni pourriture; une religion si intimement mêlée aux actes de la vie des plus humbles et si rassurante qu'elle vêt d'or ses moines et ouvre à qui veut ses monastères — voilà surtout ce qui pénétrait Claude de minute en minute, absorbait et suscitait cette délivrance qu'il croyait avoir acquise seul et qui lui échappait parfois, lorsqu'il voulait en user dans les voies de la logique” („Le retour à l'argile” par George Groslier). Il serait intéressant de chercher à deviner quelles modifications résulteraient de cette collaboration de plus en plus intime de la race blanche avec les races de couleur.

Le roman exotique a été rare dans la littérature polonaise. Les Polonais que la Russie tsariste déportait en Sibérie, trop absorbés par la lutte de l'indépendance, les yeux tournés inlassablement vers l'Europe, ont ignoré l'Orient. Trois générations, celle de Kościuszko et des insurrections de 1831 et 1863 se sont succédées dans les neiges de Sibérie sans qu'il en soit sorti une littérature d'Extrême-Orient. Des mémoires, des souvenirs sanglants rédigés là-bas — c'est à peu près tout. Ce n'est que la quatrième génération d'exilés, condamnés pour socialisme irrédentiste, qui trouva le calme nécessaire pour ouvrir les yeux sur les choses qui s'offraient à elle. Les années que Wacław Sieroszewski¹⁾ passa en Asie furent le début de notre roman exotique. Mais tout jeune qu'il fut, ce roman s'est affirmé en pleine possession de ses moyens littéraires. Le charme des paysages faits de contours nets et de tons doux, comme on en trouve chez les vieux peintres japonais, — séduit, mais ce qui touche surtout c'est cette sympathie pour l'être humain, quelque étrange qu'il nous parût, c'est le don de nous faire sentir, sous le costume invraisemblable, bigarré et crasseux, battre le cœur humain.

La révolution soviétique précipita à nouveau vers l'Orient un grand nombre de Polonais. Nous connaissons l'épopée de la 5-ème Division des Chasseurs: Tomsk, Tobolsk, la Mandchourie, Nagasaki, Colombo... Tous ceux que l'avènement de la terreur rouge surprit sur les confins Est de la Russie et qui ne purent rejoindre les formations militaires polonaises, essayèrent de passer la frontière.

L'immense Asie s'ouvrait à leurs yeux. Certains d'entre eux réussirent à la traverser et à regagner la patrie. C'est de ces pérégrinations que s'enrichit notre littérature exotique. Ossendowski, que les soubresauts de la révolution ont fait zigzaguer à travers une partie des moins connues de l'Asie, a tracé l'image des rivalités, des intrigues, des scissions, des gouvernements russe et chinois et des roitelets indigènes („Hommes, bêtes et dieux”).

„Kar-Chat”²⁾ de Goetel est un autre aspect du bolchévisme et de l'Orient. L'auteur³⁾, „un des écrivains les plus marquants en Pologne et en Europe”, comme dit M. Jean-Aubry, se trouvait non loin de l'Afghanistan lorsque la révolution éclata. „Kar-Chat” est une page de son évasion. Mais à la chose sentie, vécue, se mêle je ne sais quoi de lointain, d'impersonnel, de „vu du dehors” qui en fait une oeuvre littéraire de premier ordre. Ce qui surprend c'est le calme, l'impartialité à l'égard du bolchévisme de l'homme, qui, traqué, poursuivi, a cent fois tremblé pour la vie des siens, pour la sienne.

Cependant, ce calme et cette impartialité ne sont pas rares chez les écrivains polonais qui ont parlé du bolchévisme. Je songe au livre de Mme Kossak-Szczucka („Pozoga — „L'incendie”)⁴⁾. La chose se passe à la campagne, en Ukraine. Ici, le village a spolié, chassé de sa maison le propriétaire terrien. Le récit des humiliations et des cruautés s'ouvre sur l'espérance d'une entente future: apaisement des haines, oubli des injures, collaboration pacifique. Ce qui aux yeux

de l'auteur rachète ces paysans sanglants, c'est leur amour de la terre, cet amour profondément enraciné dans l'âme slave, polonaise, russe ou ruthène. La terre est pour eux non une source de richesse uniquement, la garantie du bien-être, une esclave, qu'on asservit. La terre... ah, la terre! C'est elle la souveraine! Elle est aimée pour elle-même, et ce sentiment se nuance de profond lyrisme, de quelque chose de religieux, de panthéiste. Cela frappe les étrangers. M. Jean-Aubry, observateur très fin, de retour de Pologne a dit: „Pour connaître un Polonais il faut le voir vivre à la campagne”.

La révolution a mis Goetel en face des soldats du bolchévisme. Il a trouvé des sectaires parmi eux: „Un lien les unissait, c'était une certaine folie, née de la révolution, qui leur faisait croire à leur destinée d'apôtres, chargés d'une mission extraordinaire pour le monde entier. Fort de cette conviction, chacun d'eux se croyait général du mouvement, alors qu'il n'était pas capable de tenir le rôle de simple soldat. Personne ne voulait faire son propre travail. Et comme leurs ambitions déchaînées ne connaissaient pas de frein, et prenaient des proportions monstrueuses, que leurs fantasmes dépassaient toutes les bornes, ils étaient devenus un fléau de destruction pour les indigènes qui vivaient selon leurs habitudes séculaires”. „En regardant de près ces „camarades” il se demandait, étonné comment ces hommes avaient pu faire tant de mal, peser ainsi sur tant de destinées, devenir enfin une épouvante, une terreur, une malédiction pour tout un pays. Mais il finit par comprendre que pour commettre un grand crime on n'est pas nécessairement un grand scélérat”.

Il trouva parmi ces soldats des hommes déçus, las des massacres, las de tant de sang. Chose singulière, ces deux types du bolchévisme esquissés par Goetel, se sont par la suite affirmés dans la littérature soviétique, cette littérature qui, née sur les débris d'un monde écroulé, arrachée à une tradition séculaire, tâtonne et cherche à voir clair en elle-même, et finit par se réfugier dans l'art pur, ou rêve de la liberté de la pensée sous le règne tyrannique d'une doctrine qui la broie.

A l'emportement, à l'ivresse de la destruction a succédé l'indifférence, la fatigue, le doute. L'art est peut-être cette unique valeur au monde pour qui il vaille la peine de souffrir et de faire souffrir les autres. C'est la conclusion que l'on pourrait, semble-t-il, tirer du livre d'un écrivain russe soviétique de talent Féline: „Les frères”.

En face de ce remous inquiet du bolchévisme apparaît dans „Kar-Chat” l'Orient. Deux Sartes, un homme déjà vieux et une toute jeune fille. Stanislas fuyant la ville et ses persécutions rencontre ces deux indigènes qui, résignés à mourir, partagent avec lui un reste de pain moisi. Il les arrache à leur torpeur, et les emmène avec lui. Où? Devant lui, plus loin. Ils échouent dans une commune modèle de soldats bolchéviques. Sous un faux nom Stanislas se fait admettre et réussit à faire accepter ses compagnons. Puis il médite une nouvelle évasion. Fuir! Le Sarte fataliste est surpris. A quoi bon? Se fier à Dieu, il en sera comme il voudra.

— Mais s'il le veut!

— Alors cela se fera. Il voudra et cela sera. Il ne faut pas le déranger inutilement.

L'entêtement du Sarte le fâcha plus que d'ordinaire.

— Il faut pourtant vouloir quelque chose, me comprends-tu, Sarkar? Prouver à Dieu que l'on sait vouloir. Car certainement il n'aide que ceux qui savent désirer, au moins.

— Eh bien désire, Arbab (seigneur), mais ne crois pas que tu puisses quelque chose”.

Lui, le Sarte, il ne peut rien, mais il sait tout voir, tout entendre, il sait se taire, glisser comme une ombre. Il a des finesses et des astuces d'oriental, diplomate millénaire, des relations dans tout le pays, avec les indigènes qui émergent de tous côtés et viennent repeupler les villages abandonnés. Il envoie, on ne sait comment, des ambassades à ce terrible Madamin-Bek, brigand, chef militaire, justicier, épouvante des communistes, foudre qui tombe du ciel et rentre sous terre en laissant des ruines fumantes derrière lui. Farceur aussi, quel bon tour, cette effarante visite qu'il fait, tout seul, au camp des bolchéviques!

Au milieu de ce tumulte une idylle s'ébauche. Kumré, la jeune fille sarte aime Stanislas. Le Polonais reste sage. L'engagement à retourner parmi les siens, lui parle de son proche départ.

— L'automne viendra et je m'en irai... Il faut que tu le saches, Kumré.

— Je le sais — répondit-elle d'un ton décidé, en le regardant droit dans les yeux. Puis, se dressant hardie, provocante: — L'automne est encore loin... — ajouta-elle d'une voix lente.

Sa lévite s'entreouvrit de nouveau, sa mince silhouette oscilla et sa gorge se souleva haletante.

— L'automne est encore loin, — répéta-t-il d'une voix entrecoupée”.

Mais lorsque le bon Allah envoie la Kar-Chat, la lettre de neige, la première neige, et que Madamin-Bek sévit plus que jamais, les deux Sartes aident leur ami à prendre le chemin de la liberté.

Ce coin oublié de la terre, ces quelques figures qui se détachent de l'ombre, éclairées par les lueurs du terrible incendie russe nous donnent une vision saisissante de l'Orient, presque une synthèse.

Stanisława Hulanicka.

Chez nos voisins du Nord

L'auteur de „Gens de là-bas”¹⁾ vient de publier un livre prestigieux sur les trois contrées du Nord trop peu connues en Pologne: la Lettonie, l'Estonie et la Finlande. Mais ne vous attendez pas à un livre de renseignements, hérissé de faits, de chiffres, d'explications de toute espèce. Mme Dąbrowska est avant tout un écrivain artiste et ce qu'elle poursuit tout d'abord c'est la beauté sous quelque forme que celle-ci apparaisse. Or, cette divinité s'est révélée à l'auteur dans les jeux de la lumière boréale, dans les chatoiements et les murmures de la vague marine, dans le bleu et la transparence de l'air, dans les productions des arts et métiers populaires, dans les âmes elles-mêmes des citoyens de ces trois petites républiques, dont l'indépendance a été assurée par tant de courage et d'activité.

Le petit livre de Mme Dąbrowska (d'une centaine de pages) se compose de trois parties d'importance à peu près égale, et dont chacune est consacrée à l'une des contrées visitées. Chaque partie se subdivise en plusieurs petits chapitres peignant les aspects divers des contrées parcourues, les particularités ou les traits caractéristiques de la vie locale, de l'être intime des habitants, les reminiscences du passé historique, les manifestations artistiques et sociales de l'esprit des trois peuples du Nord dont l'auteur a fait connaissance.

Le tout — sans rien de systématique, sans le moindre parti pris. L'auteur se laisse envahir par des sensations et des impressions qui affluent et qui baignent son esprit et sa sensibilité.

Ces observations fragmentaires, ces impressions à peine notées, ces réflexions à demi formulées arrivent au bout du compte à composer une image précise de chacun des pays visités par l'auteur et à nous tracer, de leurs habitants, des silhouettes bien distinctes et de leur nature, des paysages ininterchangeables.

C'est que Mme Dąbrowska est un fin observateur doublé d'un peintre extrêmement impressionnable à la magie de la lumière et à l'enchantement de la couleur. Aussi, telle page de son livre dont les héros sont le ciel, la mer et l'atmosphère, procure-t-elle à nos facultés imaginatives des jouissances hors du commun et d'une qualité toute particulière.

Mme Dąbrowska excelle à peindre, par un choix, un groupement d'épithètes évocatrices et d'images suggestives. Dans les murs de Riga, ville „grave et silencieuse”, elle voit „une austérité renfrognée”... „un je ne sais quoi de pareil à l'ombre blafarde de l'époque où la cité était pénétrée par des forces étrangères à toute bonté”. La capitale de l'Estonie Tallin est „une danse pétrifiée, figée des formes architectoniques les plus recherchées”.

Le plus grand charme de la Finlande consiste „en une netteté, une homogénéité splendide, monumentale, dirais-je, du climat et du paysage”.

Et ainsi à chaque pas.

Un élément extralittéraire, si j'ose l'appeler ainsi, vient encore ajouter du prix au livre de Mme Dąbrowska: c'est l'ardente et fraternelle sympathie avec quoi elle se penche sur tout ce qu'elle voit, quelle entend et qui la frappe de façon quelconque en pays étranger. Elle tâche non seulement de connaître et de se rendre compte, mais encore de communier intimement avec les phénomènes d'ordres divers, de se les assimiler, de les fonder dans sa sensibilité, de vibrer à leur unisson. Et chaque fois les motifs qui font jaillir l'étincelle sont différents, tandis que le but visé reste toujours identique.

„Chez nos voisins du Nord” n'est pas — y ai-je assez insisté? — malgré son titre „géographique”, un livre de voyages pur et simple. Ses préoccupations sont ailleurs: ses hautes qualités littéraires le désignent à l'attention et au goût du lecteur difficile qui sera charmé d'y découvrir quelques traits nouveaux enrichissant le personnage si intéressante de l'auteur de: „Gens de là-bas”.

Stanisława Jarocinska-Malinowska.

¹⁾ comp. „Pologne Littéraire”, nr. 3.

La vie de Krasiński

Un des critiques littéraires les plus renommés qui se sont occupés du romantisme polonais, M. le professeur Tadeusz Pini, l'auteur d'une série de travaux et d'études de valeur, a publié tout récemment la monographie du grand poète romantique polonais, Zygmunt Krasiński. M. Pini y apporte de nouvelles lumières. Certaines opinions jusqu'à présent réputées comme irréfutables y subissent une révision. Maints problèmes y sont élucidés de nouveau. D'accord avec un publiciste littéraire jadis célèbre, Julian Klaczko, il constate chez Krasiński le phénomène d'une descendance créatrice. A son avis les deux chefs-d'œuvre, „La non-divine comédie”¹⁾ et „Irydjon”, constituent l'apogée de l'activité littéraire et artistique du grand poète romantique. Quant aux œuvres postérieures (à l'exception de „Le crépuscule du matin”) M. Pini y perçoit des signes „d'abaissement du vol”. La monographie se distingue par son style excellent; on y trouvera de nombreuses observations, des pensées subtiles qui touchent à la „psychologie créatrice” et à l'esthétique. Comme conclusion un chapitre synthétique, où sont mises en lumière les caractéristiques des chefs-d'œuvre de Krasiński.

Au point de vue de la typographie la publication peut passer comme un modèle, elle est ornée d'illustrations remarquables.

jp.

¹⁾ comp. „Pologne Littéraire”, nr. nr. 1, 27.

Trois livres

Tout ce que la science trouve à dire sur l'idée nationale et son évolution, M. Lednicki l'a recueilli et résumé d'une façon magistrale en une vingtaine de pages formant une conférence d'un haut intérêt¹⁾. Les matériaux lui en ont été fournis par l'histoire, la littérature, la science, la critique littéraire, le grand journalisme. L'auteur remonte jusqu'à la Révolution et à ses pères spirituels, pour suivre pas à pas les transformations dues à l'idée nationale et celles qu'elle a subies elle-même avant d'avoir revêtu la forme du nationalisme et d'un impérialisme sui generis. La conférence de M. Lednicki est une sorte d'abrégé des grands travaux de Mitscherlich, de Vaussard, de Johann e. a. La faculté d'observation de l'auteur s'affirme, entre autres, dans le soin qu'il a pris de signaler des exemples intéressants d'attraction et de répulsion nationalistes. Nous voyons ainsi, d'une part, se manifester une haine irrécyclable de l'élément germanique envers les Slaves, tandis que, de l'autre, nous avons à faire à ce fait positif que des commentateurs aussi profonds que le sont les Allemands. Des observations de cette importance y abondent. L'auteur de la conférence est très versé dans la littérature universelle: il connaît aussi bien les productions des belles-lettres que celles des littératures spéciales. Et voilà pourquoi sa brochure possède toutes les qualités de la parole vivante, tout en constituant le point de départ d'une étude plus approfondie des problèmes nationaux actuels.

*

Dans la préface de ce livre²⁾ M. Louis Marin dit: „Faire connaître les peuples les uns aux autres, montrer aux Français le véritable visage de leurs amis, y apporter un soin délicat et une sympathie éclairée, c'est accomplir à la fois un devoir humain et une tâche patriotique”. Jusqu'à présent, la chose se présentait de la sorte que les Polonais connaissaient parfaitement la France, comme si elle était leur seconde patrie, et dont la langue était leur seconde langue maternelle; quant aux Français, eux, malgré leur sympathie manifeste pour les Polonais, ils ne connaissaient presque rien de notre pays. A l'époque d'avant-guerre où les idées de nation et d'Etat tendaient de plus en plus à devenir identiques, on parlait de moins en moins de la Pologne frustrée de son Etat. Aujourd'hui l'ancienne amitié des deux peuples se renouvelle. Des Français de plus en plus nombreux viennent visiter la Pologne et, ainsi qu'en témoigne le livre de M. Martial, ils emportent de chez nous une connaissance plus intime de notre culture, avec des sentiments bienveillants que celle-ci leur inspire. Des descriptions intéressantes, insérées dans ce livre plein d'attrait, illustrent le voyage de l'auteur. Celui-ci a pris pour point de départ Poznań, puis est descendu vers la Baltique et à Gdańsk, pour remonter vers le sud, en visitant Varsovie et ses environs, Lwów, Przemyśl, les Carpathes, et la Haute-Silésie. Les deux derniers chapitres du livre de M. Martial sont consacrés à la question de la reconstruction de la Pologne, à la vie polonaise et au peuple polonais.

*

Le seul titre de ce livre³⁾ fait comprendre que ses auteurs nourrissent des sentiments fraternels à l'égard de la Pologne.

Leur oeuvre est dédiée „à la mémoire de Maurice Schwob, le regretté directeur du „Phare de la Loire”, le grand journaliste français dont les articles de politique extérieure faisaient autorité et qui ne cessa d'aimer et de soutenir la cause polonaise.

Elles (ces notes) sont également dédiées à Mme Rosa Bailly, l'ardente secrétaire générale des „Amis de la Pologne”, que les Polonais ont baptisée la „petite Rose de France”.

„Elles n'ont d'autre but que de faire comprendre à quelques Français qui les connaissent mal encore, une admirable race dont l'âme s'apparente à la nôtre et une nation à laquelle nous pouvons, sans craindre un seul démenti de l'histoire, donner l'appellation précieuse de „notre sœur la Pologne”.

Dans ce livre on trouve un résumé de l'histoire de la Pologne, des notions sur ses partages, sa restauration, ses habitants, son armée, son peuple.

Le lecteur français peut s'y renseigner également sur ce qui concerne les particularités de l'âme polonaise, de la vie intellectuelle, politique et économique, de la femme polonaise, des minorités nationales, etc.

Paweł Hulka-Laskowski.

¹⁾ Alexandre Lednicki. L'idée nationale et son évolution. A l'occasion du XXVI-ème Congrès International de la Paix, réuni à Varsovie le 25 juin 1928. Varsovie, „Messager Polonais”, (1928); p. 20.

²⁾ Dr. René Martial. La Pologne jadis et de nos jours. Illustré de 36 dessins, de 12 médaillons dus à la plume de l'auteur et de deux bois originaux. Préface de M. Louis Marin. Paris, Gebethner et Wolff, 1928; p. 224.

³⁾ M. et L. Barot - Forlière. Notre sœur la Pologne... Notes et impressions (septembre 1927). Soixante-cinq illustrations documentaires de A. Landelle. Paris, Perrin et C-ie, 1928; p. 240.

La Pologne artistique à Paris

Paris, en avril 1929.

Les manifestations littéraires et artistiques polonaises à Paris se succèdent et... ne se ressemblent-elles pas? Ceci dépend de leur espèce.

Grâce à l'activité des „Amis de la Pologne” une série de conférences a été organisée à la Sorbonne. Cette fois, les conférenciers firent valoir les Villes: M. Nowel parla de Wilno, M. Filtiol de Cracovie, M. Kleczkowski de Varsovie. Toujours sous les auspices des „Amis”, M. Gabaret conta l'épopée des Légions de 1914 et Mlle Winowska donna un aperçu de l'art de Grottger.

La Société d'Echanges Littéraires et Artistiques a organisé cette année un cycle de conférences destinées à la jeunesse scolaire, qui vient d'être inauguré par une conférence documentée et fort intéressante sur l'art populaire de M. Potocki à l'Ecole „Art et Publicité”.

De son côté le très connu maître Palewski nous a parlé de l'„Ame de Chopin”, conférence brillamment illustrée par M. Dygat.

La Société Polonaise des Amis du Livre a tenu dernièrement à la Bibliothèque Polonaise son assemblée plénière au cours de laquelle M. Kocorowski a fait un savant exposé sur la vie et l'oeuvre de Karol Estreicher.

Dans le domaine des arts plastiques Mme Muter a exposé à la galerie Printemps quelques tableaux de Paris. Grâce au long séjour de l'artiste dans la ville et à son individualité puissante le caractère du paysage parisien, profondément senti, ressort dans toute sa plénitude.

A la Galerie d'Art du Montparnasse c'est M. Henri Gottlieb qui expose. Toute une série de tableaux montre l'évolution en train de s'accomplir dans l'art de ce peintre. Les compositions basées autrefois sur des éléments linéaires deviennent de plus en plus picturales. L'artiste — de plus en plus — met au premier plan la couleur dans ses valeurs lumineuses et purement colorantes. Il doit encore se libérer des influences un peu de Renoir — de Zak peut-être. Sa récente exposition nous montre que cette libération est en train de s'opérer.

C'est avec un réel plaisir que j'ai regardé les tableaux de Mme René-Martin (Swiecka) à sa première exposition collective à la galerie Carmine. La peinture féminine — expression souvent péjorative — combien positive dans ce cas où dans les paysages et surtout dans les fleurs de cette artiste au talent subtil transparent des qualités de l'âme féminine devant laquelle le spectateur ne peut passer indifférent. Mme Zederem possède en surcroît une technique parfaite et sait d'une gerbe de fleurs dans l'encadrement d'une fenêtre faire ressortir non seulement une teinte de nostalgie mélancolique, mais encore une belle symphonie picturale de tons gris-argents.

Et puis, des concerts, et parmi eux, en premier lieu, celui de Mme Landowska à la Salle Pleyel.

Chaque fois qu'il m'arrive de parler d'un de ses concerts je suis plein de reconnaissance profonde — non seulement moi, mais la foule qui emplit la salle — pour cette volupté unique en son genre: écouter l'interprétation de l'artiste sur clavecin des motifs des maîtres du XVIII-e. Franchement on peut dire que, depuis longtemps ni le Concerto en ré majeur de Vivaldi et Bach, ni la „Pollelle” de Rameau, ni la „Gigue” de Bull n'ont été joués avec autant de compréhension, ce tempérament, ni autant de maîtrise savante.

Une soirée amusante et agréable passée au théâtre d'Iéna, grâce aux chansons interprétées par Mme Kleczkowska qui, habillée par Mme Łazarzka, nous a donné une revue du folklore international, des plus réussies.

„Les Jeunes Musiciens Polonais” ont organisé de leur côté à la Salle Pleyel le concert de M. Niemczyk violoniste, Mme Piasecka pianiste, M. Liberman a donné un récital avec leur concours.

Pour terminer citons deux articles parus dans le numéro de janvier-février de la revue des „Cahiers de l'Etoile”: Mme Muter quelques confessions artistiques: „En marge de ma peinture”; M. Klingsland: „Les éléments constitutifs d'une oeuvre d'art dans leurs rapports avec la nature”, chapitre d'un livre qui doit paraître prochainement.

Z. K.